

Karpath, Ludwig
Zu den Briefen Richard
Wagners an eine Putzmacherin



...u den Briefen
...chard Wagners
... eine Putzmacherin

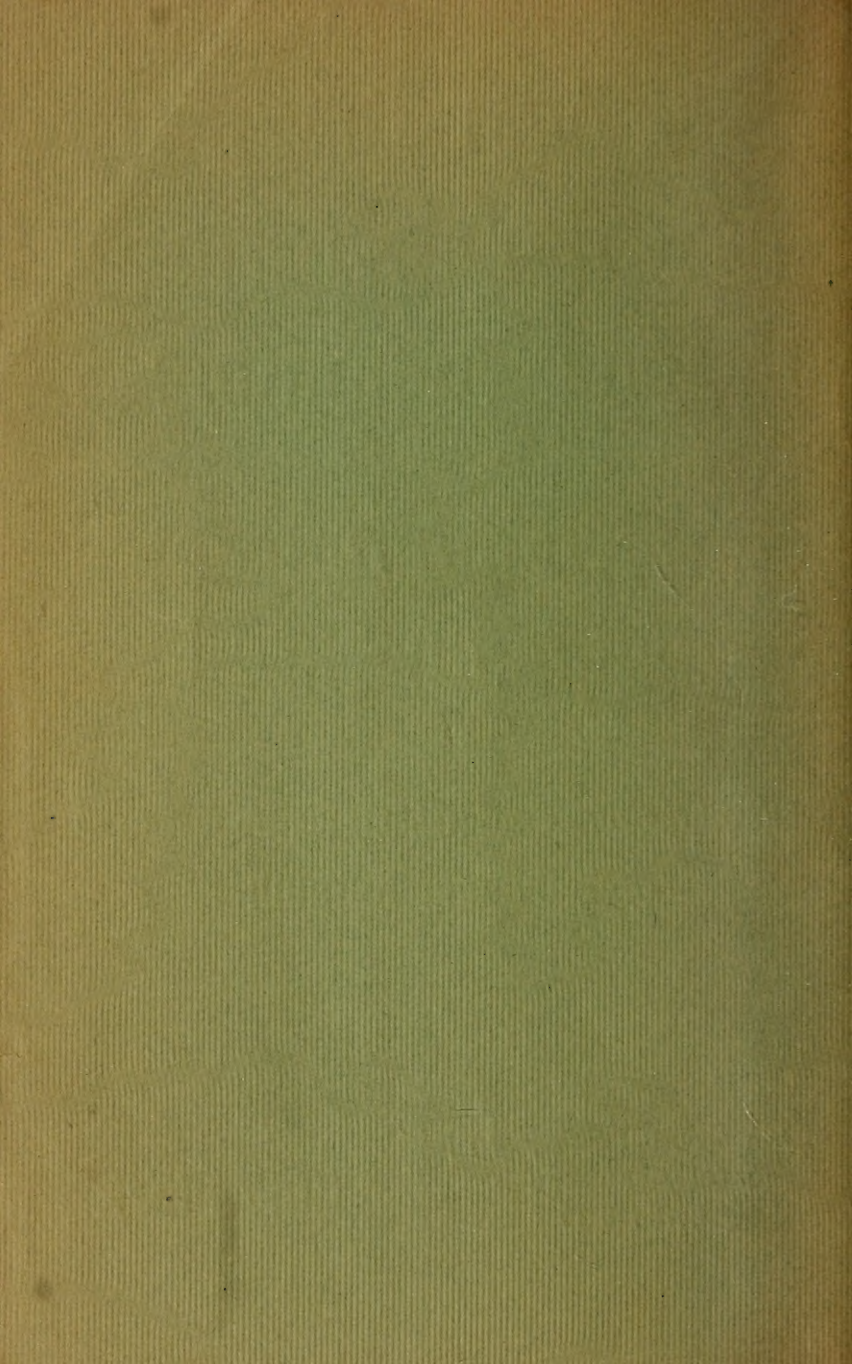
...nterredungen mit
... Putzmacherin Berta

...eitrag zur Lebensgeschichte Richard Wagners

von Ludwig Karpath

...nie«, Verlagsgesellschaft
... Literatur und Kunst
Berlin W. 35

Eine Mark.



Zu den Briefen Richard Wagners an eine Putzmacherin

Unterredungen

mit der

Putzmacherin Bertha

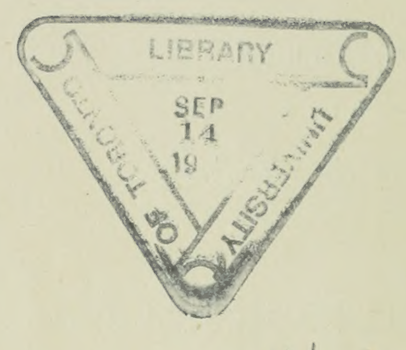
Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Richard Wagners

von

Ludwig Karpath



„Harmonie"
Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst
Berlin W. 35


LIBRARY
SEP
14
19
UNIVERSITY OF TORONTO

Zu den Briefen Richard Wagners an eine Putzmacherin

Wien, Anfangs November 1906.

Ich will zunächst einige notwendige Tatsachen feststellen. Am 16. und 17. Juni des Jahres 1877, also noch zu Lebzeiten Richard Wagners, kaum ein Jahr nachdem in Bayreuth die kulturhistorische Tat der ersten Aufführung des Nibelungenringes vollbracht worden war, erschienen in der Neuen Freien Presse unter dem Titel „Briefe Richard Wagner's an eine Putzmacherin" zwei Aufsätze aus der Feder des seinerzeit in Wien sehr beliebten „Spaziergängers" Daniel Spitzer, deren glossierten und kommentierten Inhalt sechszehn Briefe des Meisters bildeten. Da Wagner damals noch lebendigen Leibes unter uns wandelte, da er noch im Kampfe des Tages stand und da eine gedankenlose Menge nie die tiefer liegenden Ursachen eines Vorganges zu erforschen sich die Mühe gibt, mußten diese Briefe, die Wagner von einer neuen, scheinbar komischen Seite zeigten, allgemeines Aufsehen erregen.

Was war es, was die Gemüter erhitzte? Man erfuhr aus den von Spitzer veröffentlichten Briefen, daß Richard Wagner die Gewohnheit hatte, sich in schwere Seiden- und Atlaskleider zu hüllen, kostbare, spitzenumsäumte Bettdecken zu gebrauchen und reich garnierte Schlummerkissen zu benützen. Herr Spitzer, der nun auch schon an

die fünfzehn Jahre tot ist, war ein beliebter Plauderer des Wiener Weltblattes, in dem er jeden Sonntag seinen unleugbar originellen Witz leuchten ließ. Ein berühmter Kollege des Spaziergängers, Ludwig Speidel, sagte einmal in Bezug auf sich selbst, der Feuilletonist zehre von der Unsterblichkeit des Tages. Dies gilt von Spitzer viel mehr als von Speidel, dessen kritische Aufsätze kleinen Wunderwerken glichen, die wir gern für die Zukunft aufbewahrt wissen möchten. Der journalistische Ruhm Daniel Spitzers soll nicht verkleinert werden. Gewiß, er war nur ein Tagschreiber, aber einer der besten und geistvollsten. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß seine für den Augenblick berechneten Satiren von allen Leuten mit vielem Vergnügen gelesen wurden, mit Ausnahme derjenigen, denen er eben mit dem Rechte des Satirikers eins am Zeuge geflickt hatte. Wenn nun auch nicht geleugnet werden kann, daß die kleinen Eitelkeiten einer snobistischen Allgemeinheit von Spitzer in das richtige Licht gerückt wurden, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß der beliebte Spaziergänger zuweilen über die Stränge schlug. Nun, so weit es sich um unbedeutende Persönlichkeiten handelte, mag man selbst den gelegentlichen Uebereifer Spitzers nicht allzustreng beurteilen.

Kein Wort der Entrüstung jedoch ist kräftig genug, um den Uebergriff zu geißeln, dessen sich Spitzer durch die Veröffentlichung jener Briefe an eine Putzmacherin schuldig gemacht hat. Aber es ist nicht so sehr die Tatsache der Briefpublikation selbst, gegen die sich jedes bessere Gefühl auflehnt, als die Art

und Weise, in der es Spitzer für gut befunden hat, seine hämischen Glossen daran zu knüpfen. Man greift sich an den Kopf und fragt sich, wie es möglich war, daß ein gebildeter Mensch, und wenn er zu den erbittertsten Gegnern Wagners zählte, einem der größten Künstler aller Zeiten mit so unendlichem Mangel an Respekt entgegenzutreten wagte. Um die Schwere des Spitzer'schen Ausfalles zu wägen, muß man sich immer vor Augen halten, daß Richard Wagner, als das berüchtigte Pamphlet erschien, mit Ausnahme des Parsifal seine sämtlichen Werke geschaffen hatte, daß der Genius des Bayreuther Meisters bereits von Hunderttausenden als heilig verehrt worden war. Selbstverständlich wurde der rüde Ton, mit welchem Herr Daniel Spitzer über Richard Wagner losgefahren war, von mehreren gesinnungstreuen Anhängern, darunter in erster Reihe von dem unvergeßlichen Georg Davidsohn, gebührend zurückgewiesen. Und es erschien nunmehr ein „Nachwort", das Herr Daniel Spitzer am 1. Juli des Jahres 1877, ebenfalls in der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht hatte, dessen Tenor sich gegen seine publizistischen Rächer und natürlich wieder gegen Wagner kehrte.

In Wien, wo dazumal das Verständnis für unsern Meister noch nicht allgemein durchgegriffen hatte, gab es, um ein Wort des amerikanischen Zirkusdirektors Barnum zu variieren, „zehntausend entzückte Leser" des sommerlichen Faschingsscherzes, der heute selbstverständlich selbst von jenen verurteilt wird, die Anno Dazumal Spitzers Auslassungen mit herzlichem Lachen gutgeheißen hatten. Zur Ehre

Spitzers will ich annehmen, daß er sich in späteren Jahren seines Angriffs auf Wagner geschämt hat. Ich kannte ihn nicht, aber man sagt mir von berufener Seite, daß er in seinem Privatleben ein sehr ehrenwerter Charakter gewesen sei. Nichts liegt mir ferner, als den toten Spitzer, der sich nicht mehr wehren kann, zu verunglimpfen. Es war eine Ehrfurchtverletzung, ein schlechter Witz, auf die Bezeichnung kommt es nicht an, dessen sich der Wiener Spaziergänger schuldig gemacht hat, allein es war immerhin ein Akt, für den Herr Spitzer, als er die Aufsätze schrieb, auch die Verantwortung trug. Wem aber hatte er das Recht erteilt, anderthalb Jahrzehnte nach seinem Heimgange, ein Menschenalter nach dem ersten Erscheinen jener Aufsätze, diese in der prätensiösen Form eines Buches in die Oeffentlichkeit zu bringen? Der mir unbekannte Herausgeber hat Herrn Spitzer wohl einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Daß der betreffende Herr sich in Anonymität hüllt, ist sehr in seinem Interesse gelegen, denn er würde sich hinterher wohl in die tiefste Seele hinein schämen, das publizistische Vergehen Spitzers neuerlich in das helle Sonnenlicht gestellt zu haben. Die gewaltsame Motivierung, mit der er seinem Vorhaben, wohl sehr gegen die Absichten des nunmehr wehrlosen Spitzers, eine Berechtigung erzwingen wollte, kann ich unbeachtet lassen. Sicher ist, daß ein wirklicher Verehrer Daniel Spitzers nicht den fluchwürdigen Versuch unternommen hätte, die Irrungen eines, von dem „Fall Wagner" abgesehen, ehrenwerten Mannes zu einer Zeit in das öffentliche

Bewußtsein zurückzurufen, in welcher hinsichtlich des Bayreuther Meisters keine Meinungsverschiedenheit mehr bestehen kann, weil eben die ganze Kulturwelt zu den Füßen des überragenden Helden liegt.

Würden bloß die Wagnerischen Briefe neuerlich publiziert worden sein, es ließe sich dagegen kaum etwas einwenden, denn darin stimme ich mit dem Herausgeber des Buches vollkommen überein: Dem Künstler und Schöpfer so vieler unsterblicher Meisterwerke sollen und können die Briefe an eine Putzmacherin wirklich nichts anhaben. Aber dem trefflichen Anonymus war es hauptsächlich um die unverändert gelassenen Texte Daniel Spitzers zu tun, von denen er sagt, daß sie eine literarhistorische (?) Bedeutung erlangt haben. Ueber diese merkwürdige Weisheit ist kein Wort zu verlieren. Mit dem Wiederauflebenlassen der Spitzerischen Texte wurde, das liegt ja klar auf der Hand, nichts anderes bezweckt, als die Skandalsucht der Massen neuerlich wachzurufen. Aber man ist Verleger und Autor nicht aufgesessen, denn man läßt den Herrn Anonymus einen „Literarhistoriker" sein, das Buch aber bleibt, wie eine Umfrage ergeben hat, auf den Pulten der Buchhändler liegen. Möge diese Schrift*) die der Wahrheit dient und zum Preise Richard Wagners und zur Ehrenrettung einer alten Frau herausgegeben wird, nicht ein gleiches Schicksal erfahren!

---

*) Das Verlagshonorar dieser Broschüre ist dem Bayreuther Stipendienfonds gewidmet.

Ein Gutes hat die zur Unzeit auf den Markt geworfene Publikation doch zu Tage gefördert: Es ist die Möglichkeit geboten worden, die Begleiterscheinungen der Spitzerischen Aufsätze näher ins Auge zu fassen, hinsichtlich verschiedener Punkte die Wahrheit zu ergründen, und mithin einen wünschenswerten Beitrag zur Lebensgeschichte Richard Wagners der Öffentlichkeit zu übergeben. Ich hatte eingangs dieser Schrift erwähnt, daß ich zunächst Tatsachen feststellen muß. So will ich denn zuerst über das Ergebnis meiner Nachforschungen Bericht erstatten. Ich will vor allem eines günstigen Zufalls gedenken, der mir dabei behilflich gewesen. In das Bureau des Neuen Wiener Tagblattes, dessem Redaktionsstab ich angehöre, kommt seit dreißig Jahren täglich ein Mann, der dem Volkswirt des Blattes den täglichen Kurszettel von der Börse bringt. Als nun jüngst dieser brave Ferdinand Goldwag von den neu erschienenen Spitzerischen Aufsätzen hörte, kam er freiwillig auf mein Zimmer und erzählte mir, daß die berühmte Putzmacherin Bertha, an die Richard Wagner so viele Briefe geschrieben hatte, seine leibliche Schwester sei. Ich nahm diese Mitteilung mit Interesse zur Kenntnis und wollte mich gerade nach dem Sterbejahr der liebenswürdigen Bertha erkundigen, als mir Bruder Ferdinand mit dem verblüffenden Bekenntnis zuvorkam, daß die fesche Putzmacherin Bertha, wohl schon an die siebzig Jahre alt, aber im großen und ganzen wohlbehalten sei, und in Wien im dritten Bezirke, Matthäusgasse 9, mit ihrem Gatten Louis Maretschek wohne.

„Wie, Bertha lebt? Und es ist keinem Menschen jemals eingefallen, diese Frau aufzusuchen und sie über die Schicksale zu befragen, die ihr Dasein mit jenem Richard Wagners verknüpft hatten? Es hat damals, vor dreißig Jahren, niemand daran gedacht, an Bertha heranzutreten?"

„Nein", erwiderte Goldwag, „meine Schwester verbot auch allen ihren Angehörigen jemals über die Sache mit irgend jemandem zu sprechen. Ich schwieg auch bis zum heutigen Tage, bloß weil diese Aufsätze wieder erschienen sind, dachte ich, daß ich ein kurzes Wort darüber verlauten lassen darf."

Hier will ich einschalten, daß ich im Jahre 1877 ein zehnjähriger Knabe war. In späterer Zeit, so oft ich von den Briefen an die Putzmacherin Bertha hörte, würde ich gewiß zu Bertha geeilt sein, wenn ich sie noch am Leben vermutet hätte, um von ihr, der einzigen kompetenten Kronzeugin, alles zu erfahren, was auf ihren Verkehr mit Richard Wagner irgendwie Bezug haben kann. Ein gütiges Geschick fügt es, daß Bertha auch heute noch unter uns wandelt, und es läßt sich also das Versäumte noch nachholen.

Im Sturmschritt eile ich in die Matthäusgasse Nummer 9. Ein schmuckes Haus in einer stillen Gasse, drei Stockwerke hoch. Voll innerer Unruhe die drei Treppen hinauf! Ich schelle an der Türe Nummer dreizehn, wohin mich der Hausbesorger gewiesen hatte. Ein düsterer Oktobertag. Abend=

dämmerung. Die Türe wird geöffnet und vor mir steht ein bejahrtes Mütterchen, zaghaft, furchtsam, argwöhnisch, die Hand auf die Klinke der nur halb geöffneten Türe gestützt. In ihren Zügen die Spuren einstiger anmutiger Jugend. Ich begreife sofort die Situation und spreche der würdigen Matrone Mut zu mit den Worten:

„Gut Freund, liebe Frau, haben Sie keine Angst, ich komme von Ihrem Bruder, der bei unserer Zeitung bedienstet ist. Ich möchte Sie nur um einige Auskünfte bitten."

Noch immer am ganzen Leibe zitternd, führt mich nun die ehrwürdige Dame durch die Küche in ihr Wohnzimmer, immer wieder betonend, daß sie sehr erschrocken sei und daß ich wohl nichts Böses im Schilde führe.

„Wo denken Sie hin, liebe Frau, daß ich Ihnen Böses zufügen könnte? Beruhigen Sie sich, ich will warten, bis Sie zu sich kommen und dann mit Ihnen ein wenig plaudern."

„Ach, wenn Sie wüßten, wie erregt ich bin! Es bebt jeder Nerv in meinem Leib. Warum hat man denn diese unselige Geschichte wieder aufgefrischt?"

„Ja, da haben Sie recht, liebe Frau Maretschek, aber es ist nun einmal geschehen und da kann ich Ihnen nur raten, sich nicht weiter aufzuregen. Man muß die Dinge eben nehmen wie sie sind."

„Ich bin eine arme alte Frau und habe Herzzustände. Wenn ich jetzt nicht meinen Abendspazier-

gang mache, kann ich die ganze Nacht nicht schlafen. Auch weiß ich nicht, was ich Ihnen sagen soll, denn mir ist so enorm viel bekannt, daß ich im Augenblick meine Gedanken nicht zu ordnen vermag. Und ich möchte mich auch mit meinem Manne besprechen, ihn fragen, ob ich überhaupt das Wort ergreifen soll."

„Nun gut, liebe Frau Maretschek, gehen wir jetzt ruhig von einander, ich will morgen, gleich am Nachmittag wieder bei Ihnen vorkommen, trachten Sie, daß auch Ihr Mann zuhause sei und wir wollen dann gemütlich alles durchgehen, was in Ihrer Erinnerung haftet."

Am nächsten Tage stellte ich mich pünktlich bei Frau Maretschek ein. Sie hatte nunmehr ihre Scheu einigermaßen abgelegt, und mein Zuspruch sowohl wie der ihres Gatten, eines intelligenten, leider nicht mit Glücksgütern gesegneten Kaufmannes, veranlaßte nun die gute Frau, mir, wenn auch nicht zusammenhängend, so doch ganz genau alles zu erzählen, was ihr heute, so wie vor dreißig Jahren, bewußt ist.

Ich lasse nun hier

Meine Unterredung mit Frau Bertha

folgen, die wahrlich keines Kommentars bedarf, weil die Darstellung des Falles aus dem Munde der geistig vollkommen frischen Matrone so schlicht und eindringlich, so wahrhaft und ungeschminkt ist, daß ihr mit Rücksicht auf den Gegenstand geradezu eine geschichtliche Bedeutung zukommt.

„Es sind mehr als dreißig Jahre her“, so hub nun Frau Bertha an, „daß die mir entwendeten Briefe veröffentlicht wurden, aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß seither kein einziger Tag vergangen ist, an dem mir die unglückselige Affäre nicht im Kopfe spukte. Zahllose Nächte habe ich schlaflos verbracht, zahllose Nächte habe ich durchgeweint und ich kann sagen, daß mein Auge seit jener Zeit überhaupt nicht mehr trocken geworden ist. Glauben Sie nicht, daß ich eitel rede; es ist eine Tatsache, daß ich den Schmerz, den man mir durch die Veröffentlichung der Briefe angetan, bis auf den heutigen Tag nicht verwinden kann. Ich war eine von Gesundheit strotzende Frau, der nie etwas gefehlt hat. Die Kränkungen, die mir vor so vielen Jahrzehnten zugefügt wurden, haben mich ganz heruntergebracht, ich lebe in einem fortwährenden Erregungszustand, und es bedarf allemal der zärtlichsten Fürsorge meiner Angehörigen, damit ich mindestens zeitweilig zur Ruhe komme. Wenn ich auch, wie schon bemerkt, mich im Laufe der langen Zeit beruhigte, es war dies nur scheinbar, denn in meinem Innern rumorte es immer wieder, und es genügte der allergeringste Anstoß, die geringste Erinnerung an jene Veröffentlichung, und es stellten sich meine Herzzustände mit unverminderter Kraft ein. Dreißig Jahre! Mein Gott, das ist eine lange Zeit, und schließlich geht man ja über alles zur Tagesordnung über. So verbrachte denn auch ich, in meine Erinnerungen eingelullt, einigermaßen ruhig mein Leben. Da

kam nun jetzt die neuerliche Publikation der Briefe, von der ich etwas läuten hörte, ohne aber alles erfahren zu haben. Erst von Ihnen höre ich, daß sich die Zeitungen nun wieder mit der alten Geschichte befassen, und Sie dürfen mir glauben, mein ganzes Seelenleben ist wieder dermaßen aufgewühlt, daß ich, um mich zu beruhigen, schon zweimal zum Arzte schicken mußte. Ich habe nur noch eine einzige Sehnsucht: die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, in Ruhe zu verbringen. Ich bitte Sie auch, über den Vorfall nichts mehr zu berichten, es sind ja uralte Geschichten, von denen die Rede ist. Man soll an diesen nicht rütteln. Möge alles in Vergessenheit geraten, möge sich niemand mit mir beschäftigen, es ist ja jedesmal, als wenn man mich mit Skorpionen quälte!"

„Seien Sie unbesorgt, gute Frau, das, was ich von Ihnen erfahren will, soll Ihr Herz niemals bedrücken. Es gibt auch höhere Interessen als die eigenen, und es ist die Pflicht aller anständigen Menschen, alles zu tun, um ein Unrecht, das einem unserer Mitmenschen zugefügt worden, gut zu machen helfen. Man hat Richard Wagner, den Sie so schwärmerisch verehrten, gehöhnt und verspottet, man hat ihm Dinge angedichtet, die niemals wahr gewesen, und es konnte kein Gegenbeweis erbracht werden, weil die Kronzeugin in dieser Angelegenheit, nämlich Sie, liebe Frau Maretschek, niemals nach der Wahrheit befragt worden ist, und Sie selbst aus Eigenem nicht den Weg fanden, einer gemeinen Lüge gebührend entgegen zu treten. Sie sind eine alte

Frau, und wenn ich auch herzlichst wünsche, daß Sie die äußerste Grenze der Daseinsmöglichkeit erreichen, so ist es immerhin fraglich, ob Sie noch jemals in die Gelegenheit kommen könnten, sich über den Fall zu äußern. Es ist nun wichtiger als Sie denken, daß gerade das, was Sie von und über Wagner wissen, der Nachwelt nicht verloren gehe."

„Wird das aber, was Sie da schreiben wollen, nicht wieder gegen Wagner gemünzt sein? Sie sehen, wie zurückgezogen ich lebe, ich habe ja keine Ahnung, wo und wie Sie Ihre Mitteilungen zu veröffentlichen gedenken, ich kann diese nicht kontrollieren und weiß nur, daß ich steinunglücklich wäre, wenn man mir abermals von der hundertsten Seite zutrüge, es sei wieder etwas gegen Richard Wagner Gerichtetes, noch dazu durch mein Verschulden, in der Zeitung erschienen. Sie mögen darüber lächeln, aber ich schwöre Ihnen, das wäre mein sicherer Tod. Soviel Aufregungen halte ich einfach nicht aus. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie für den großen Meister einstehen wollen, und ich will Ihnen dann Red' und Antwort stehen. Eine zusammenhängende Darstellung allerdings vermag ich nicht zu geben, stellen Sie Fragen an mich und ich werde sie beantworten."

„Es ist selbstverständlich, daß mir einzig und allein daran liegt, die Wahrheit zu erforschen, und Sie mögen sich darüber keine grauen Haare wachsen lassen, daß ich je etwas unternähme, was das Andenken Wagners verunglimpfen könnte. Sie sollen das erste Exemplar meiner Broschüre erhalten, und

auf diese Weise nicht erst von Nachbarsleuten, sondern unmittelbar erfahren, wie Ihre Ausführungen verwendet worden sind. Gewiß, ich gebe Ihnen gern mein Ehrenwort, daß ich Ihre Gefühle nicht verletzen werde. Nun sagen Sie mir zunächst, wie war es möglich, daß die Briefe von Herrn Daniel Spitzer veröffentlicht werden konnten?“

„Das ist es ja eben, was ich bis auf den heutigen Tag nicht weiß. Die Briefe lagen alle, sorgfältig übereinander geschichtet, als ein einziges Päckchen in meinem Wäschekasten, wo ich sie viele Jahre hindurch aufbewahrt hatte. Eines Tages, als ich vom Einkaufe heimkehrte, und zufällig in den Kasten blickte, fiel mir auf, daß ich die Briefe nicht sehe. Ich dachte im ersten Augenblick, das Päckchen wäre unter irgend ein Wäschestück gerutscht, und machte mir weiter keine Sorgen. Als ich aber dann den Kasten wieder einmal gründlich in Ordnung bringen mußte, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß die Briefe abhanden gekommen sind. Da es zuweilen vorkam, daß auch die Dienstboten im Kasten umkramten, dachte ich, ein Mädchen könnte unbedacht gewesen sein und das einmal vielleicht zufällig aus dem Kasten gefallene Päckchen für unnützes Papier gehalten und in die Unratkiste geworfen haben. Ich leitete sofort ein Verhör ein, stellte meine ganze Wohnung auf den Kopf, allein ich konnte die Briefe nicht mehr finden. Damals war ich überzeugt, daß die Briefe von einem unvorsichtigen Dienstmädchen verstreut worden sind. Daß die Briefe des guten lieben Herrn Wagners für die Welt so großen Wert besitzen, wußte

ich nicht. Mir waren sie ein teures Andenken. Ich will mich nicht dumm stellen: ich war selbstverständlich darüber unterrichtet, daß Wagner ein bedeutender Mann sei, aber das konnte ich mir doch nicht vorstellen, daß Briefschaften, die nichts als Bestellungen enthalten, eine breitere Oeffentlichkeit interessieren könnten. Das Einzige, was mich gelegentlich jener ominösen Veröffentlichung der Briefe im Jahre 1877 irritierte, war die Tatsache der Veröffentlichung, weil Wagner mit Fug und Recht hätte annehmen dürfen, daß ich meine mir von ihm aufgetragene und lange Jahre geübte Verschwiegenheit plötzlich aufgegeben habe. Ich dachte immer, er wünschte Stillschweigen, damit man nicht erfahre, er gebe so viel Geld aus, denn ich wußte ja, daß er Schulden hatte. Und dann, was kümmerten mich seine Gründe? Für mich war einzig und allein sein Wunsch nach Diskretion maßgebend. Und wenn diese Briefe den unscheinbarsten Inhalt gehabt hätten, ich wäre doch entsetzt gewesen, weil es mir nahe ging, daß nun Anlaß vorhanden war, mich der Indiskretion zu zeihen, obwohl ich Diskretion versprochen hatte. Das war es, was mich kränkte und aufbrachte. Daß sich mein Entsetzen ins Maßlose steigerte, als mir kundige Leute sagten, daß gerade meine Briefe so ungemein interessant wären, können Sie sich lebhaft vorstellen. Nun konnte ich den Gedanken nicht mehr loswerden, daß der liebe Herr Wagner mir alle Schuld an der unliebsamen Affäre beimessen werde. Und deshalb konnte ich mich gar nicht beruhigen."

„Die Briefe sind Ihnen also, wenn ich Sie gut verstehe, einfach *gestohlen* worden. Hatten Sie den Abgang des Päckchens erst unmittelbar vor der Veröffentlichung der Briefe oder schon vorher bemerkt? Auf welche Weise glauben Sie, ist Ihnen das Päckchen abhanden gekommen? Wenn Sie sich schuldlos fühlten, warum schrieben Sie nicht an Richard Wagner, der ja damals noch am Leben war?"

„Daß mir die Briefe gestohlen worden sind, darüber kann es keinen Zweifel geben. Es gingen bei mir viele Leute ein und aus, und alle meine Bekannten wußten ja, daß ich mit Wagner in brieflichem Verkehre stand. Sicherlich wußte der eine oder der andere den Wert der Briefe höher einzuschätzen als ich. Und ich sehe nun klar, daß einer von denen, die ständig mein Haus frequentierten, in einem unbewachten Augenblick die Briefe aus dem Kasten entwendet hat. Ich *bemerkte* den *Abgang* schon *einige Jahre vor* der *Veröffentlichung* der *Briefe* und hatte auch den einen oder den andern meiner Bekannten im Verdacht, aber ich konnte ja niemandem etwas nachweisen, und so kehrte ich zu meiner ursprünglichen Annahme zurück, die Briefe wären von einem lässigen Dienstboten verstreut worden. Obwohl ich nun mich sehr darüber geärgert hatte, um Wagners Briefe gekommen zu sein, so verflüchtigte sich schließlich mein Unmut und ich ging zur Tagesordnung über. Erst als die Briefe, wie gesagt, viel später nachdem ich ihr Fehlen bemerkt hatte, veröffentlicht wurden, bemächtigte sich meiner die große Bitterkeit, von der ich Ihnen zuvor gesprochen hatte.

Jetzt erst kam es mir zum Bewußtsein, daß ich mehr als ein einfaches Andenken verloren hatte. Mein erster Gedanke war, Wagner einen langen Brief zu schreiben, in welchem ich mich rechtfertigen wollte. Aber mein ehemaliger Vormund, dem gegenüber ich diese meine Absicht äußerte, hielt mich von der Ausführung meines Planes ab. Er meinte, ich solle den Dingen ihren Lauf lassen, ich könnte vielleicht Unannehmlichkeiten haben und es sei besser, ich rührte mich nicht. Dann wieder wollte ich Spitzer aufsuchen und diesen befragen, wieso er in den Besitz der Briefe gelangt sei. Von diesem Schritte wieder hielt mich mein Gatte ab, ungefähr mit derselben Motivierung wie mein Vormund. Später habe ich es oft bedauert, daß ich meinen ersten Gedanken nicht ausgeführt habe. Da ich mich nun ganz still verhielt, so dachten die meisten wohl, ich sei vielleicht längst tot, und ich sagte mir, es ist vielleicht auch Richard Wagner dieser Meinung und es sei besser, wenn ich ihn in diesem Glauben belasse, denn dann wenigstens müßte er mit Sicherheit annehmen, daß ich an der ganzen Sache unschuldig war. Und es war mir ja einzig und allein nur darum zu tun, daß Wagner mich aus dem Spiele lasse.

„Es wundert mich immerhin, daß es nie jemand versucht hat, Ihrer habhaft zu werden. Man muß in der Tat allgemein geglaubt haben, daß Sie nicht mehr unter den Lebenden weilen."

„So dürfte es wohl gewesen sein, denn da ich selbst im Hintergrunde blieb, und niemand meinen Zunamen kannte, — in den Briefen hieß es ja immer

nur „Liebe Fräulein Bertha" — da ich ferner, als die Sache ein klein wenig in Vergessenheit geriet, allen meinen Verwandten strengstens auftrug, den Vorfall nie wieder mit jemandem zu besprechen, so dürfte es eben niemandem eingefallen sein, nach mir zu forschen und mich auszuholen. Lange nachdem die Briefe veröffentlicht waren, schickte allerdings ein Herr — ich glaube es war ein Journalist — zu mir, aber da ich ihm antworten ließ, daß ich mich nicht äußern mag, so hörte ich nichts mehr von ihm."

Schade, daß Sie den Mann nicht empfingen, denn so wäre vielleicht schon damals festgestellt worden, was ich um dreißig Jahre später aus Ihrer Erinnerung herausholen muß, das dreiste Lügengewebe wäre zerrissen worden, und die jetzige Herausgabe der Spitzerischen Aufsätze in Buchform hätte nie erfolgen können."

„Ja, Sie mögen recht haben. Aber das war damals nur eine einfache Anfrage, und ich war froh, daß ich nicht reden mußte. Freilich, würde mir damals jemand so freundlich zugesprochen haben, wie Sie es jetzt tun, ich hätte natürlich alles gesagt, was ich weiß, um die Mißverständnisse aus der Welt zu schaffen."

„Eigentlich muß ich dem Schicksal dankbar sein, daß die Spitzerischen Aufsätze neuerlich erschienen sind, denn es wäre wohl sonst nie dazu gekommen, daß Sie in dieser Angelegenheit das Wort ergreifen, und es wäre Ihr Geheimnis mit Ihnen ins Grab gesunken. So aber wird eine dunkle Partie in der Lebensgeschichte Richard Wagners aufgehellt, und der

Vorteil davon ist Gottseidank viel größer und wichtiger als der Nachteil, den die Wiederveröffentlichung der Briefe, wenn überhaupt von einem Nachteile gesprochen werden kann, verursacht hat. Und nun reden wir von Wagner! Erzählen Sie mir zunächst, liebe Frau Maretschek, wann und auf welche Weise haben Sie den Meister kennen gelernt, wie sind Sie mit ihm in nähere Berührung getreten? Erzählen Sie überhaupt alles, was Sie von Wagner wissen."

„Es war zu Anfang der Sechziger Jahre. Im Hotel Kaiserin Elisabeth in der Weihburggasse, das ja noch heute besteht, wohnte eine meiner Kundinnen. Daher kannte mich Frau Madeleine, eine ältere Dame, die als Haushälterin im Hotel angestellt war. Eines Tages ließ mich Frau Madeleine rufen, und fragte mich, ob ich in einer Stunde sechs große Seidentücher appretieren könnte. Es seien dies Taschentücher für einen Herrn, der Tabak schnupft, und der ungeduldig darauf wartet. Ich lieferte die Arbeit tatsächlich in einer Stunde ab, ohne aber den Besteller zu Gesicht bekommen zu haben. Frau Madeleine sagte mir dann, die Tücher gehörten Herrn Richard Wagner, der ebenfalls im Hotel wohne. Kurz darauf ließ mich Wagner selbst rufen und fragte mich, ob ich ein Sophakissen, das er in einem Laden in der Kärntnerstraße gekauft hat, nach seinen Angaben ändern könnte. Er sei sehr geärgert, denn in allen Salons, in denen er Schlummerkissen und ähnliches kaufe, habe man kein Verständnis für das, was er eigentlich haben möchte, und so habe er denn Frau Madeleine sein Leid geklagt, die ihm den Rat gab, es mit mir zu

versuchen. Als ich nun das geänderte Sophakissen überbrachte, klatschte Wagner vergnügt in die Hände und sagte: „Das ist famos! Ich schätze mich glücklich, Sie gefunden zu haben. Sie sind meine Leib- und Hoflieferantin für alle Zeiten."

Von nun ab blieb ich mit Wagner bis zum Jahre 1868, in welchem ich heiratete, in ständigem Verkehr. Ausgenommen davon sind einige Wochen, nach Wagners Flucht von Wien. In der ersten Zeit lieferte ich bloß seidene Hemden. Dann mußte ich verschiedene Samtbaretts anfertigen, und schließlich seidene, hochschließende Jacken und verschiedene Schlafröcke."

„Sagen Sie mir, was waren Sie denn eigentlich von Hause aus? Bei uns in Oesterreich kennt man den Ausdruck Putzmacherin nicht. Sie waren vielleicht Schneiderin oder Modistin?"

„Weder das eine, noch das andere, ich war Negligéarbeiterin und arbeitete für Geschäfte, in denen Damenwäsche verkauft wird. Mein Geschick für Putzarbeiten wurde von der Inhaberin eines solchen Ateliers rasch erkannt, und so wurde mir, obzwar ich ein junges Mädchen war, die Aufgabe zuteil, das Taufkissen für den Kronprinzen Rudolf und verschiedene Negligés für unsere Kaiserin Elisabeth anzufertigen. Als ich zu Wagner kam, arbeitete ich bereits selbständig in meiner Wohnung, im Vereine mit einigen jungen tüchtigen Mädchen. Die Eigenschaft, in der ich für Wagner tätig war, läßt sich mit einem Worte überhaupt nicht formulieren, denn meine Tätigkeit für ihn war so mannigfach, verschiedenartig

und ungewohnt, daß ich dafür keine richtige Bezeichnung finde. Wagner lobte immer meine universelle Begabung, und gab mir Aufträge, die tatsächlich mit meinem Berufe nichts zu tun hatten. Sie werden dies aus meinen späteren Mitteilungen ersehen. Als er nämlich nach Penzing übersiedelte, wo er, wie Sie wissen, längere Zeit in einer Villa lebte, mußte ich ihm die ganze Wohnung einrichten. Bis auf ein einziges Zimmer boten sich keine Schwierigkeiten dar, denn alle Räume wurden zwar mit Eleganz, aber doch in der allgemein üblichen Weise ausgestattet. Nur ein einziger Raum, wie gesagt, ungefähr in der Größe eines Kabinettes, wurde nach den genauesten Angaben Wagners mit verschwenderischer Pracht dekoriert. Die Wände wurden mit Seide ausgeschlagen und rings herum wurden Guirlanden angebracht. Vom Plafond herab leuchtete eine wundervolle Ampel mit gedämpftem Licht. Den ganzen Boden bedeckten schwere, ungemein weiche Teppiche, in denen der Fuß förmlich versank. Das Meublement dieses Boudoirs — so möchte ich diesen Raum benennen — bestand aus einem kleinen Sopha, einigen Fauteuils und einem kleinen Tisch. Alle diese Sitzgelegenheiten waren mit kostbaren Decken und Kissen, die er zumeist zum Aufstützen der Ellbogen benutzte, bedeckt. Ich hatte sie alle angefertigt. Das Zimmer durfte nie von jemandem betreten werden, Wagner hielt sich darin immer ganz allein auf, und zwar immer am Vormittag. Ohne daß ich ihn darum gefragt hätte, sagte er mir einmal, daß er sich in einem solchen Zimmer besonders wohl fühle, weil ihn die Farbenpracht sehr zur Arbeit

anrege. Die Ausstattung dieses Zimmers nun war ganz allein mein Werk. Ich stand auf der Leiter, brachte die Guirlanden an und legte an alles selber Hand an. Wagner war von allen meinen Arbeiten stets so entzückt, daß ich in der Folge alles für ihn besorgen mußte. Es ist gänzlich unwahr, daß ich für Wagner jemals „Atlashöschen" angefertigt hätte. Er trug Atlasbeinkleider, aber reguläre Pantalons mit einer dazu gehörigen Jacke. Ich kannte auch den Grund dieser Liebhaberei, wenn es überhaupt als Liebhaberei bezeichnet werden kann, daß jemand anstatt einer Tuchhose eine Atlashose trägt. Der Hauptgrund also war, daß Wagner zu jeder Zeit ungemein viel Wärme brauchte, um sich wohl zu fühlen. Ich mußte alle Kleider, die ich für ihn anfertigte, reich mit Watte füttern, denn Wagner klagte allemal, daß es ihn friere. Sicherlich, der Meister trieb einen gewissen Luxus, ich machte ihm recht viele Anzüge und Schlafröcke. Daß er zu den farbigen Kleidern auch ebensolche Hausschuhe haben wollte, ist ja selbstverständlich. Aber auch bei den Hausschuhen kam es hauptsächlich darauf an, daß sie so schwer wie möglich gefüttert seien. Der Schuster Helia in der Wollzeile, bei dem ich die Stiefel arbeiten ließ, erklärte mir, eine so ungeheuere Masse von Pelz und Watte ließe sich an einem Lederschuh überhaupt nicht anbringen. Wagner liebte alles Weiche. Als ich bei ihm in München war, klagte er mir, daß die Möbel beim König alle so steif und hart seien, er fühle sich wie ein anderer Mensch, wenn er sich in den Fauteuils seiner eigenen Wohnung nieder-

lasse, die eben alle weich gepolstert und von schmiegsamsten Formen waren. Wie leicht es Wagner fror, beweist auch die Tatsache, daß selbst alle seine Straßenkleider mit dem schwersten Atlas gefüttert wurden. Was nun die vielen Kissen und bloß als Ueberwürfe gedachten Decken betrifft, so verweise ich auf die heutige Mode. Je mehr Kissen heute auf einem Divan liegen, um so hübscher findet man das. Und während frühere Generationen in langen Tuchschlafröcken sich einhüllten, begegnet man gegenwärtig fast ausschließlich seidenen Herrenschlafröcken, reich garniert sogar, wie Sie sie in den Schaufenstern großer Herrenkleider-Geschäfte überall sehen können. Und was schaffen diese Leute, die jetzt in solchen Seidenschlafröcken herumsteigen!" . . .

„Sie kamen oft zu Wagner nach Penzing. Haben Sie ihn je in einem solchen Atlas- oder Seidenanzuge gesehen?"

„Niemals. Weder ich noch sonst jemand. Das kann ich auf das bestimmteste versichern. Wagner baute übrigens auf meine Verschwiegenheit und hätte schon aus diesem Grunde sich mit keiner andern, sagen wir also Putzmacherin, eingelassen. Ich wohnte damals noch mit meinen Eltern und zwar merkwürdigerweise in demselben Hause, in dem Sie mich jetzt finden. Die Nachbarsleute bewunderten oft meine Arbeiten, aber niemand wußte, wer mein Auftraggeber sei. Eines Tages kam Wagner in meine Wohnung, um sich nach dem Schicksale verschiedener Bestellungen zu erkundigen. Es war bereits in der Abenddämmerung, er kam und ging, ohne daß ihn

die Nachbarschaft bemerkt hätte. Eine Schneiderin, die in meiner Nähe wohnte und die mir den guten Kunden abfangen wollte, fuhr mir einmal in einem Wagen nach, wurde aber von Wagner nicht einmal vorgelassen. Ich erfuhr dies von Wagner selbst, der noch hinzufügte: „Nein, Sie treue Seele, Sie soll keine Andere verdrängen". . . Ich mußte stets sehr pünktlich sein, und kam ich einmal um eine Viertelstunde zu spät, so wurde ich an diesem Tage nicht mehr vorgelassen. Der Weg war weit, die Kommunikation schlecht, keine Stadtbahn und „Elektrische" wie heute, sondern ein Jammerkasten von einem Stellwagen, der nicht einmal ganz bis zum Hause führte. Aber ich muß sagen, Wagner ließ auch mich niemals warten. Zuweilen waren seine Freunde Cornelius und Taussig da, meistens um die Mittagsstunde. Wagner speiste sehr einfach und ließ mich an seinem Mahle, wenn ich mit den Änderungen, die ich manchmal an den Kleidern vornehmen mußte, nicht bald fertig wurde, mit großer Liebenswürdigkeit teilnehmen. Seine Leutseligkeit war überhaupt grenzenlos. Gelegentlich seines fünfzigsten Geburtstages brachte ihm ein Männer-Gesangverein ein Ständchen. In langem Zuge kamen die Sänger mit Lampions und Wagner hielt vom Balkon herab eine Ansprache. Auf einem Kissen wurde ihm ein silbernes Füllhorn überreicht. Man trank den besten Wein aus diesem Horn und ich mußte auch trinken, so wollte es ausdrücklich Wagner, der mich auf diese Weise vor aller Welt auszeichnete. Aber bei aller Freundlichkeit: Wagner war durchaus nicht

leichtfertig, prüfte genau meine Rechnungen und entdeckte auch Irrtümer, die ich dann zu berichtigen hatte.

Das Hauswesen besorgten Frau Verena Weidmann, spätere Frau Stocker und der Diener Franz, die beide auch nach der Wiener Zeit in den Diensten Wagners blieben. Es waren zwei ehrliche Leute, die dem Meister bis an ihr Lebensende die Treue hielten. Von diesen erfuhr ich auch, daß kurz nachdem Wagner im Jahre 1864 Wien plötzlich verlassen hatte, eines Tages zwei Herren in der Villa erschienen, die um jeden Preis Wagners Arbeitszimmer sehen wollten. Man wollte sie nicht einlassen, da legitimierten sie sich als Abgesandte König Ludwigs und erklärten, daß sie in dessen Auftrag einige Gegenstände, die Wagner ständig benützt hatte, und die absolut keinen materiellen Wert haben dürfen, mitnehmen möchten. Jetzt erst wurden sie eingelassen. Sie nahmen tatsächlich bloß Bleistifte, Federhalter und ähnlichen Kram mit. Mit dem heimlichen Abgange Wagners kam ich in arge Verlegenheit. Ich hatte zwar Kredit in allen guten Geschäften, aber meine Rechnungen für Wagner beliefen sich auf Tausende, und ich wußte nun nicht, wie ich zu Geld kommen werde. Frau Vreneli und Franz, die ja auch ohne Geld zurückgeblieben waren, trösteten mich und meinten, der Herr werde sobald wie möglich von sich hören lassen, ich möge nur das Vertrauen nicht verlieren. Ich ging nun zu dem Advokaten Dr. von List im Schottenhof, an den mich die beiden Dienstleute gewiesen hatten, und dieser sagte mir auch wiederholt,

ich möge keine Sorge haben, ich werde in kürzester Zeit Geld bekommen. So geschah es auch. Ich war wohl eine der ersten, vielleicht die allererste, deren Guthaben berichtigt wurde. Schon glaubte ich, daß es mit meiner Wirksamkeit für Wagner vorbei sei, als ich plötzlich aus München die Weisung erhielt, sofort dahin zu kommen. Wie Sie wissen, wohnte Wagner in der Briennerstraße. Ich fuhr zweimal nach München, um die dortige Wohnung Wagners nach dem mir bekannten Muster einzurichten. Ich richtete also auch hier ein Kabinett ein, so wie ich es vorher geschildert hatte und wohnte zu diesem Zwecke längere Zeit im Hause Wagners."

„Aus Wien hatte ich Waren im Werte von etwa zehntausend Gulden mitgebracht. Auf Geheiß Wagners mußte ich inkognito reisen, in Salzburg, wo die Zollrevision vor sich ging, gab ich an, daß alle die Seidenhemden, Schlafröcke, Decken und so weiter für eine Gräfin in Berlin bestimmt seien. Meine Rechnungen wurden glatt liquidiert. Als dann Wagner nach der Schweiz übersiedelte, kam ich einmal auch nach Triebschen, wo ich zum dritten Mal die Einrichtung besorgte. Wagner war von einer rührenden Aufmerksamkeit gegen mich, schenkte mir eine goldene Kette, die ich noch heute besitze, und trug Frau Stocker auf, für mein Amüsement zu sorgen. Frau Stocker schlug eine Landpartie vor — es war gerade um Neujahr — und wir fuhren gegen den Montblanc. Wagner, Frau Stocker und ich im Fond des Wagens, Franz auf dem Kutschbocke. Es war ungemein lustig, Wagner war glänzend aufgelegt und machte viele

Späße. Am Abend gingen wir ins Theater. Wagner nötigte mich, vorne neben ihm Platz zu nehmen. Leider verstand ich kein Wort, denn ich spreche nicht französisch. Wir blieben denn auch nicht lange und gingen nach Hause, wo mir dann Wagner, um für meine Kurzweil zu sorgen, auf dem Klavier vorspielte. Da fällt mir übrigens eine merkwürdige Episode aus jenen Tagen ein: Wagner hatte einen neuen Diener aufgenommen, der erst einen Tag im Hause war. Am Abend wollte der Meister ausgehen und suchte seine Brieftasche, die er in der Lade eines Tisches aufbewahrte. Die Lade war leer. Der Diener war nicht zu Hause, und wir durchsuchten nun dessen Stube, ohne jedoch das Gesuchte zu finden. Da sagte ich zu Wagner, wir möchten doch noch einmal nach dem Tische schauen. Mir fiel nämlich ein, daß meine Großmutter einen Tisch besaß, der an allen vier Seiten je eine Lade aufzuweisen hatte, und da dachte ich, daß Wagners Tisch möglicherweise ebenfalls so beschaffen sei. So war es auch, denn ich fand tatsächlich sofort die Brieftasche, in derselben Lade, in die sie Wagner gelegt hatte. Der Tisch war beim Aufräumen der Wohnung einfach verschoben worden. Wagner freute sich wie ein Schneekönig, nicht weil er sich wieder im Besitze seines Geldes befand, sondern, wie er sagte, der fremde Diener von dem häßlichen Verdachte befreit sei."

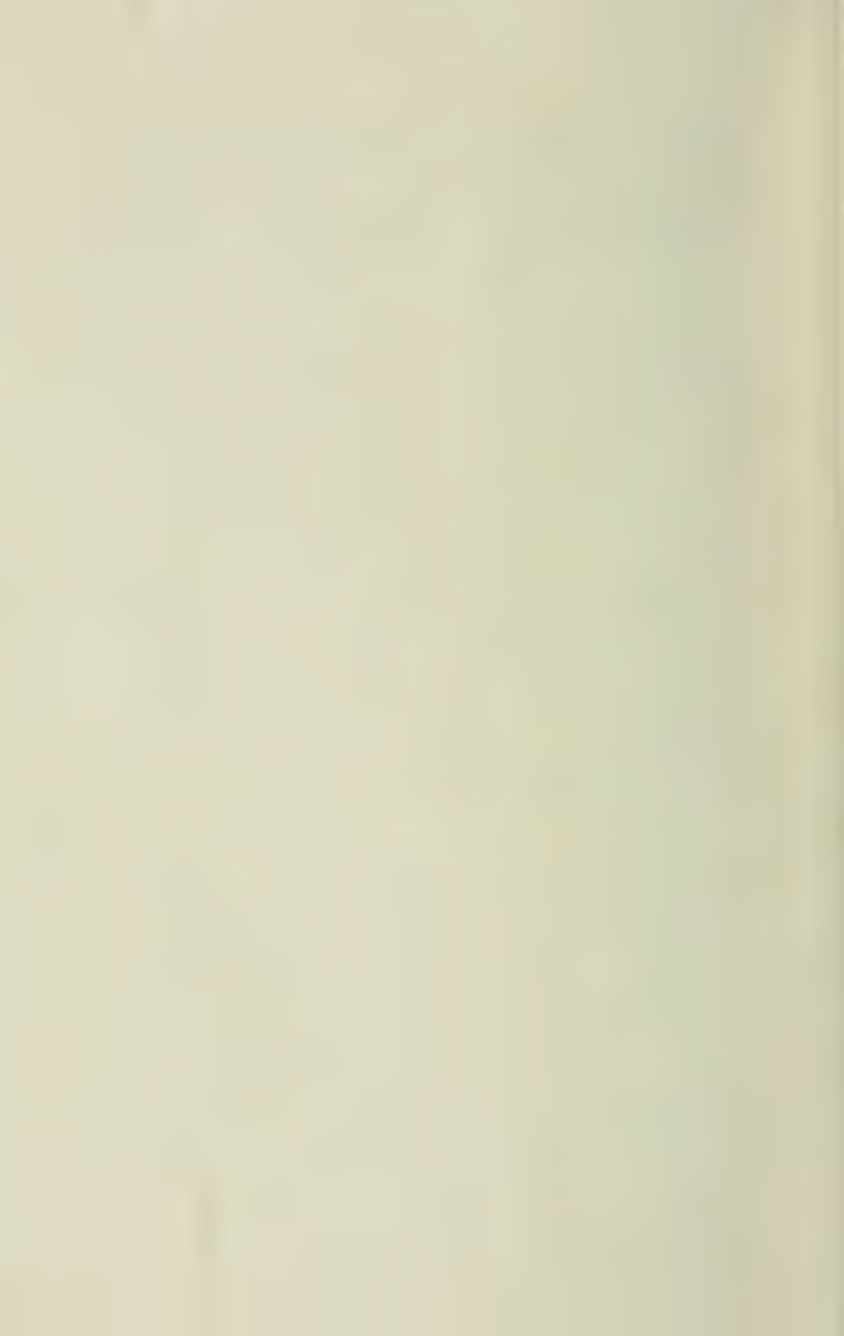
„Meine Abreise von Genf mußte auf ausdrücklichen Wunsch Wagners ganz festlich gestaltet werden. Die ganze Dienerschaft mußte mich auf den

Bahnhof begleiten. In der Folge sah ich Wagner nie mehr. Ich lieferte noch Einiges aus Wien, teilte ihm jedoch im Jahre 1868 mit, daß ich mich verheirate, und mein Geschäft aufgebe. Wagner schrieb mir einen herzlichen Gratulationsbrief, den ich leider auch nicht mehr besitze, denn er befand sich mit in jenem Päckchen, das mir entwendet worden war. Ich hatte noch einige Forderungen an Wagner, die schon nach meiner Hochzeit berichtigt worden sind."

„Hat Ihnen der Meister alles bezahlt?"

„Jawohl, bis auf den letzten Heller. Ich habe nicht das Geringste zu fordern."

Damit schloß die Unterredung, und es erübrigte mir nur noch, in einen großen Haufen von Rechnungen Einsicht zu nehmen, von denen so manche Vermerke von Wagners Hand aufweisen. Diese Rechnungen und einige Telegramme sowie mehrere Photographien, die Wagner der Frau Maretschek geschenkt hatte, bilden die heilig gehaltenen Andenken, die Frau Maretschek jetzt noch besitzt.



Epilog.



Die Kronzeugin Frau Bertha Maretschek, geborene Goldwag, hat gesprochen. Aus ihrer Darstellung geht sonnenklar hervor, daß sie völlig unschuldig daran sei, daß die sogenannten Briefe an eine Putzmacherin in die Oeffentlichkeit gelangen konnten. Die Briefe sind ihr gestohlen worden, und es ist nur ein Jammer, daß Wagner dies nicht mehr erfahren konnte. Aber die Ehrenrettung dieser braven Frau muß unter allen Umständen vollzogen werden. Niemand wird jetzt mehr behaupten dürfen, daß die vielbesprochene Bertha gegen ihren Auftraggeber Richard Wagner eine Treulosigkeit begangen habe. Und nun will ich noch erzählen, auf welche Weise Herr Daniel Spitzer in den Besitz der Briefe gelangt ist. Sein erster Aufsatz begann mit folgenden Worten: „In einem jüngst von einem Autographenhändler veröffentlichten Kataloge einer hochinteressanten Kollektion von originalen Musikmanuskripten fand ich auch sechzehn Briefe Richard Wagners aus den Jahren 1864 bis 1868 sonderbaren Inhalts zum Verkaufe angeboten." Diese Mitteilung war unwahr. Spitzer hatte diese Form der Ankündigung gewählt, weil er von dem Verkäufer der Briefe um Diskretion gebeten worden war. Als vollkommen authentisch kann ich

versichern, daß ein Börsenmakler namens Kafka Herrn Spitzer die Briefe zum Kaufe angeboten hat, und zwar mit der Motivierung, daß ihm diese von der Putzmacherin Bertha, deren Verhältnisse sehr schlechte wären, mit dem Bemerken zum Verkaufe übergeben wurden, daß ihr Richard Wagner eine Menge Geld schuldig geblieben sei und sie nun auf diesem Wege einen geringen Ersatz sich verschaffen möchte(!) Von Kafka, der übrigens auch schon viele Jahre tot ist, erwarb Spitzer die Briefe um den Preis von einhundert Gulden. Aus der Darstellung der Frau Maretschek geht hervor, daß Kafka, den übrigens Alle, die ihn kannten, für unzuverlässig hielten, gelogen hat. Ich habe authentisch erhoben, daß Kafka in seinen Mußestunden auch mit Autographen Handel trieb. Er hat die Briefe zweifellos schon aus zweiter Hand erworben, und ersann die Lüge von der Bedürftigkeit der Frau Bertha offenbar, um Spitzer gegenüber mit größerer Autorität auftreten zu können. Auch bin ich überzeugt, daß er Spitzer nicht alle Briefe verkauft hat, die er besaß, denn ich kenne einen hervorragenden Wiener Patrizier, der mir schon vor vielen Jahren mitteilte, daß er ebenfalls an Bertha gerichtete Briefe Wagners sein Eigen nenne. Bei dem Umstande, daß Frau Maretschek nicht in der Lage ist, anzugeben, wie groß die Anzahl der ihr gestohlenen Briefe sei, bei dem Umstande ferner, daß wir über den Verbleib der von Spitzer veröffentlichten sechzehn Briefe genauen Bescheid wissen, so ist es zweifellos, daß noch mehrere unveröffentlichte Briefe

Wagners an Bertha im Umlauf sind. Das, was ich hier erzähle, erfuhr ich erst nach meiner Unterredung mit Frau Maretschek. In dem Glauben, es könnte möglicherweise in ihrem Bekanntenkreise auch jener Kafka eine Rolle gespielt haben, teilte ich ihr diesen Sachverhalt schriftlich mit, worauf ich folgende Antwort erhielt:

Werter Herr Karpath!

Entschuldigen meine schlechte Schrift, ich bin zu viel erregt, da ich nie (in) meiner ganzen Lebenszeit einen Herrn Kafka gesprochen habe.

Ihr ergebene

Bertha Maretschek.

Von wem nun Kafka die Briefe erworben hat, wird sich wohl kaum mehr feststellen lassen. Es zeigt sich nur, wie zu jeder Zeit die Lüge am Werk war, wenn es galt, Richard Wagner zu verunglimpfen. Und nun muß ich noch einmal auf den unbekannten Herausgeber der Spitzerischen Aufsätze zurückkommen. Dieser stellt seiner Publikation folgenden Vermerk voran: „Die Originalbriefe Richard Wagners an eine Putzmacherin befinden sich im Besitze der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien." Auch das ist nicht wahr. Als Herr Daniel Spitzer die Briefe veröffentlicht hatte, wollte er sich dieser wieder entledigen. Der Wiener Großindustrielle Arthur Faber hörte davon und kaufte nun von Spitzer die Briefe genau um denselben Preis, den Spitzer an Kafka bezahlt hatte. Faber schenkte sodann fünfzehn Briefe

Johannes Brahms und den sechzehnten einem bekannten Wiener Schriftsteller. Als nun Brahms starb (1897) überging seine reiche Autographensammlung in den Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde. Die mehrerwähnten Briefe an eine Putzmacherin jedoch waren in der Schenkung an die altehrwürdige Musikgesellschaft nicht mit inbegriffen und sie befinden sich auch noch heute bei dem Vertreter der Brahmsischen direkten Erben, dem Hof- und Gerichts-Advokaten Dr. Joseph Reitzes.

Ehe ich zu einigen Schlußfolgerungen gelange, will ich mich noch bei einem zweiten Vermerk des Herausgebers der Spitzerischen Aufsätze aufhalten. Dieser lautet: „Alle Rechte, auch das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten." Darüber muß jeder Eingeweihte mindestens lächeln. Der betreffende Herr, der selbst Unfug getrieben hat, richtet noch Verbote auf!

Noch einiges über die Briefe selbst. Wir erfahren daraus, daß sich Richard Wagner gern in Samt und Seide kleidete. Nicht mehr und nicht weniger. Selbst wenn er es öffentlich getan hätte, so würde man eine solche Schrulle einem Richard Wagner, dem Schöpfer weltbeglückender Werke, verzeihen müssen. Nun erst, da er seiner Liebhaberei in dem verschwiegendsten Winkel seines Hauses nachging! Wer hat das Recht, in das Heiligtum von Privatgemächern einzudringen? Spitzer hatte diesen Fehler begangen, und drum bilden seine Aufsätze einen dunklen Abschnitt in seinem Leben. Nicht die Reputation Richard Wagners, des unsterblichen

Meisters, stand auf dem Spiele, als man das Pamphlet jetzt wieder hervorzerrte, sondern die des Herrn Spitzer. Nie hat Richard Wagner mit seinen Samt- und Seidengewändern sich öffentlich gezeigt. Die Briefe an seine Putzmacherin waren privatester Natur und niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt. Nicht aus Sorge darum, daß man ihn verspotten könnte, hütete Wagner sein Geheimnis, sondern aus der tiefinnerlichen Empfindung heraus, daß er mit sich allein sein wolle in dem Augenblicke schöpferischer Gedankenarbeit, zu der er leichter angeregt war, wenn ihn Sammet, Seide, Atlas, Farbe, Licht umgaben. Das Göttliche in seinen Werken, es entsprang der poetischen Stimmung, in die er sich allemal versetzt hatte, in seinem seidenausgeschlagenen Boudoir, das er, und nur er allein, mit kostbaren Gewändern angetan, betreten hatte. Wir wissen auch, wo wir die Farbenpracht, mit der er sich umgeben hatte, wiederfinden — in seinem herrlichen Orchester, wo eine geheimnisvolle Umwandlung des berückenden Farbenreichtums, an dem sich sein Auge berauschte, vollzogen hat. . . .

Willi Simon, Buch- u. Kunstdruckerei
Berlin NW. 52.

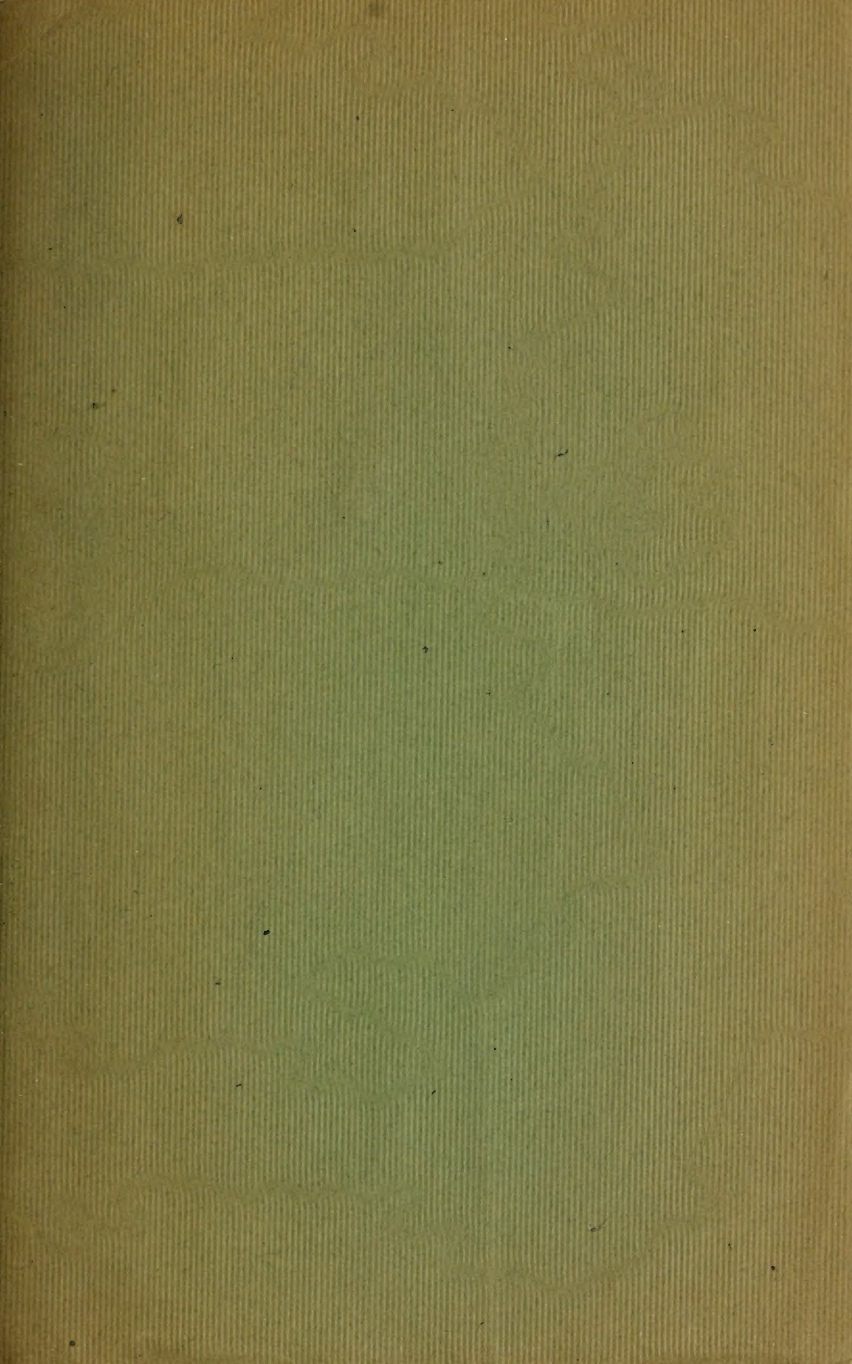


Ein Mahnwort!

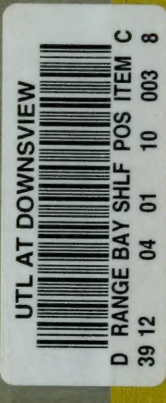
In unserer Zeit, die den Autoritäten auf jedem Felde menschlicher Leistungen mit der gebührenden Achtung und Verehrung entgegenkommt, muß es Wunder nehmen, daß das Interresse des Publikums an unseren Musikheroen nicht rege genug ist. Wir verweisen nur auf die ungezählten Biographien unserer Klassiker, die tatsächlich viel gekauft werden und ebenso auf die Knackfuss'schen Künstler-Monographien, die in Tausenden von Exemplaren verbreitet sind. Und doch ist es sicher nicht falsch, anzunehmen, daß die Persönlichkeit eines Beethoven, Brahms, Händel, Mendelssohn-Bartholdy etc. sicher ein ebenso großes Interesse erweckt, als z B. ein Böcklin, Feuerbach, Rodin oder Lessing. Wieviele unserer schönsten Stunden verdanken wir gerade der Musik, und wie gern wüßten wir manchmal, aus welcher Stimmung heraus der Komponist geschaffen hat. Da ist z B. Joseph Haydn, der in unserer Fantasie stets nur als der „alte Haydn“ lebt, und von dessen Leben in jüngeren Jahren der größere Teil des Publikums noch so sehr wenig weiß. Nicht nur das Lebensschicksal dieses großen Mannes, nein, auch der ganze Lebens- und Werdegang von Männern wie Beethoven, Chopin, Schubert, Lortzing ist auch Vielen, die sich hauptsächlich mit Musik beschäftigen, fast ganz unbekannt. Ob die Schuld daran das Publikum direkt trifft, mag dahingestellt sein, jedenfalls aber ist es Tatsache, daß, wenn sich 10 Biographen Eichendorffs oder Chamissos fanden, sich noch nicht einer berufen fühlte, eine Biographie z. B. Marschner's oder Karl Loewe's zu schreiben. Es gehört allerdings auch ein größeres Verständnis und ein feineres Empfinden dazu, das Leben eines Komponisten als das eines Schriftstellers, der meist sein ganzes Inneres in seinen Werken gibt, zu schildern. Nur so ist es erklärlich, daß es bis vor wenigen Jahren von den meisten Musikklassikern nur sehr unvollständige, manchmal auch gar keine oder nur die großen dickleibigen oder vielbändigen, nur für Fachleute bestimmte Biographien gab. Die Verlagsgesellschaft „Harmonie“, Berlin W. 35, hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesem oft fühlbaren Mangel abzuhelfen und hat vor einigen Jahren mit der Publikation von Musiker-Biographien in Form eines Sammelwerkes, herausgegeben von dem kürzlich verstorbenen Prof. Dr. Reimann, einen durch seine musikwissenschaftlichen Werke weit bekannten Musikschriftsteller, begonnen. In dieser Sammlung erschienen bisher 17 Bände in einheitlichem Gewande und zwar Brahms von Prof. Reimann, Georg Friedrich Händel von Prof. Dr. Fritz Volbach, Joseph Haydn von Dr. Leopold Schmidt, Karl Loewe von Prof. Dr. Heinrich Bulthaupt, Carl Maria von Weber von Dr. H. Gehrmann, Saint-Saëns von Dr. Otto Neitzel, Albert Lortzing von Prof. G R. Kruse, Adolf Jensen von Adolf Niggli, Giuseppe Verdi von Carlo Perinello, Johann Strauß von Rudolf Freiherrn von Prochàzka, Peter

Tschaikowsky von Prof. Iwan Knorr, Heinrich Marschner von Dr. Georg Münzer, Franz Schubert von Prof. Richard Heuberger, Ludwig van Beethoven von Theodor von Frimmel, Robert Schumann von Professor Dr. Hermann Abert, Frederic Chopin von Dr. Hugo Leichtentritt, Mendelssohn-Bartholdy von Ernst Wolf.

Es ist ein Vergnügen, die Bände in einer Reihe vor sich zu haben. Ein weißer Leinenband mit Golddruck bildet das äußere Gewand, das Innere, wie obige Aufführung zeigt, von den berufensten Federn in leicht verständlicher, fesselnder Form, geschmückt mit vielen Porträts der betreffenden Komponisten selbst, sowie von Männern, mit denen diese in Verbindung standen, Facsimiles von Briefen und Partituren, Abbildungen der Stätten ihrer Wirksamkeit, Geburts- und Sterbehäuser, Denkmäler, Arbeitszimmer — zeitgenössische Karrikaturen, Kunstbeilagen von Prof. Max Klinger, Franz Stuck, Franz Lenbach u. A. Es ist unbegreiflich, wie die Verlagshandlung so reich ausgestattete elegant gebundene Geschenkbände zu dem erstaunlich billigen Preise von Mk. 4. — auf den Markt bringen konnte. Das Neue dieser Musiker-Biographien besteht in dem Betonen des Persönlichen. Wir erhalten nicht nur ein geistiges Bild des Künstlers, der uns geschildert werden soll, er tritt uns vor allem auch als Mensch, als Person, in voller Greifbarkeit entgegen. Diese Biographien illustrieren das Außen und Innen des Künstlers. Sie durchleuchten den Menschen, sie legen seine Organe und seine Daseinsbedingungen klar. Mit wahrhaftem Genuß können wir uns in das Wesen unseres Lieblingskomponisten versenken und lernen erst an der Hand dieser Biographien auch den Musiker als Mensch wahrhaft kennen und schätzen. Es ist beinahe Pflicht eines jeden Musiktreibenden, nicht nur die Werke eines Komponisten zu kennen und zu spielen, nein, vom Tage der Geburt an bis zu dem Moment, wo der Schöpfer der Werke, die noch jetzt unser Inneres auf das Tiefste bewegen, seine Augen schließt, sollte der ganze Lebensgang uns klar vor Augen stehen. Gibt es denn etwas Schöneres, als sich so ganz in die Person eines geistig gewaltigen Mannes zu versenken? Gibt es etwas Besseres, als Episoden aus dessen Leben mit innerstem Verständnis zu verfolgen? In unserer Zeit, wo fast jede Familie ein Klavier ihr eigen nennt, wo fast jeder gebildete Mensch selbst Musik Ausübender ist, müßte eine solche Sammlung mit wahrhafter Freude begrüßt werden.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 04 01 10 003 8